

Da sitzt eine junge Frau tief gebeugt über einem Buch. Ich betrachte sie wie ein Gemälde in einem Rahmen aus Gold. Ich sehe sie blättern, manchmal leckt sie den Zeigefinger vor dem Umblättern. Sie hat schlechte Gewohnheiten. Ich weiß das. Denn ich bin sie. Ich bin die Erzählerin der Geschichte, die folgen soll. Es ist nicht die Geschichte des jungen Mädchens, das ich einmal war. Es ist die Erzählung zu einem Buch, das dieses Mädchen, diese Frau, begleitet hat.

Das Buch trägt den Titel „Il giardino dei Finzi-Contini“. Erzählt wird vom Schicksal einer jüdischen Familie in der oberitalienischen Stadt Ferrara, erzählt wird vor allem von Micòl Finzi-Contini, der wunderschönen Contini-Tochter, der Dominique Sanda im gleichnamigen Film von Vittorio De Sica ein Gesicht gegeben hat. Die Erzählerin hat sich während ihres langen Lebens sozusagen immer wieder verirrt in diesen Gärten der Finzi und glaubt tatsächlich, dass dies bedeutet, sich treu sein zu können und nicht zu vergessen, was war.

Zum Schluss hat sie noch einmal schnell gelesen, was da stand, vom sich treu Sein bis zum Wort Leiblichkeit. Hat den ganzen Text noch einmal, zum letzten Mal, hastig gelesen, wollte es schnell hinter sich bringen. Findet ihre Sprache, ihr Deutsch, oft unerträglich, von einem unerlaubten Pathos, verstaubt und so ganz anders als die Sprache der richtigen heutigen deutschen Schreiber. Und fragt sich trotzdem: Wer erteilt die Lizenz, die Sprech- und Spracherlaubnis? Quod licet, was ist erlaubt? Sind es die paar Kritiker, Literaturpäpstinne, Verleger, Lektoren, an deren Vorstellungen sie sich orientieren soll und auch könnte, wenn es denn sein müsste. Muss sie sich diesem Konsens anscheinend befugter Personen beugen? Wünschen sich die Leser eine Sprache, die in ihrer Macht steht? Die Erzählerin kann das nicht. Will nicht entsprechen. Dieses Südtirol-Deutsch, das sie schreibt, eine Variation, eine starke Abweichung vom Österreich-Deutsch, je mehr sie und andere es benutzen, umso lebensfähiger ist es. Es geht ums Überleben dieser deutschen Sprache in diesen Mikrokosmen. Und auch um eine wunderliche Liebe zu ihr und zu ihnen. Das alles klingt überheblich, das ist es auch. Dies zum einen. Das Schicksal der Jüdin Micòl ist nicht irgendeines, das geschrieben werden könnte in einer wasserdichten Sprache. Dies zum anderen.

1.

Sich verirren in Gärten, wo einst die jungen Juden Micòl, Albert und B. und andere zusammen kamen, um Tennis zu spielen, aber noch viel mehr, um vorzugeben, ihr Leben sei noch immer dasselbe. Denn im Jahr 1938 beginnen die Rassengesetze zu greifen, auch in Ferrara, der Kleinstadt im flachen Land, wo alle Rad fahren, damals wie heute. Die Finzi-Contini, reiche, vornehme italienische Juden, leben abgeschottet in ihren riesigen Besitzungen, erst als es zu spät ist, öffnen sie ihre Gärten. Für einen endlos schönen Monat spielen sie dort, die jungen Juden Ferraras.

Noch immer glänzen diese Bilder lebendig und wachen. Denn die Vergangenheit ist eine Zeit, die nicht vergeht. Das wissen möglicherweise nicht alle. Aber für alle Finzi-Contini gab es diese Zeitlosigkeit, nie hätten sie außerhalb der Gärten sein wollen. Weder vor noch nach den Rassengesetzen. Das ist richtig. Doch nach deren Anwendung waren die Gärten für Micòl Finzi-Contini – für sie vor allem – Rückzug und Rechtfertigung gleichermaßen. Ach, der lange

Winter des Jahres 1938/39, der folgte auf den endlos schönen Oktober in Ferrara in der Emilia-Romagna.

Micòl und B. streunen in den Gärten. Oktobergarten. B. liebt Micòl, aber sie zeigt sich ihm nie. Denn niemals wird entschieden in den Gärten der Finzi. Das ist eine Schwäche. Aber nur so bleibt die Liebe von wattierter Reinheit. Stehen bleiben sollen die Liebenden auf der obersten Stufe jener Treppe, die in den Abgrund der Leidenschaft führt. Das klingt sehr unzeitgemäß, das ist es auch. Doch im Gegensatz zur Hölle der Oberflächlichkeit in der Liebe, wie wir sie heute erleben, auch die junge Leserin damals empfand es ähnlich, im Gegensatz dazu werden Micòl und B. in den Gärten der Finzi getroffen von der Leiblichkeit des anderen. Das altmodische Wort ist zu betonen, Leiblichkeit, ein sehr deutsches Wort für das Gesicht der Seele. Und als Gegengewicht bekommt für die beiden das gesprochene Wort, das Sprechen miteinander die ihm gebührende Bedeutung. Sprich, damit ich dich sehe! In den Gärten der Finzi-Contini.

Die Juden Ermanno und Olga, Micòls Eltern, und auch Micòl selbst werden vergast und verbrannt in deutschen Verbrennungsöfen. Sie werden zunächst ins Durchgangslager Fossoli gebracht und dann nach Deutschland deportiert. Protokollnummer 598504 steht in den Akten, das ist der Vater. Geboren am 8. 1. 1881 in Ferrara, verhaftet am 16. 10. 1943, das steht ebenfalls in den Akten, angekommen im Durchgangslager Fossoli im Dezember. Es steht alles in den Akten der Nazis. Über Micòl steht nichts in diesen

Akten. Sogar sie sind verloren wie ihr junges Leben, das sie verbracht hat in den Gärten der Finzi-Contini, wo die Schergen eingedrungen sind und sie mitgenommen haben in die Verbrennungsöfen nach Buchenwald. Ihr Bruder Albert war schon vorher an einer seltenen Blutkrankheit gestorben.

Die Erzählerin ist nach langem Zögern zum Schluss gekommen, das ist festzuhalten, dass es eine Aufgabe für sie sein könnte, das Leben, das mögliche Leben, der Micòl weiterzuschreiben, das sie gehabt hätte, ihr ein Leben zuzuschreiben, es ihr auf den Leib zu schreiben. Es gibt keine Begründung dafür, dass sie es getan hat, abgesehen von der Empathie für Micòl. Ein anderes Erklärungsmuster würde die Erzählerin lieber verschweigen, denn es hat zu tun mit ihrer Persönlichkeitsstruktur. Die möglichen Leben spielen eine Rolle, die Konjunktive, der Möglichkeitssinn überhaupt, der Platz schafft für Allmachtsgefühle, ohne die das Leben nicht erträglich scheint. Für die Erzählende gilt nämlich das Postulat: nichts ist wirklicher als das Mögliche.

Wie viele Gärten sich der Erzählerin auch öffnen könnten oder können, seit es diese Gärten für sie gibt, trügen sie immer den Namen Finzi-Contini. Und es sind immer Gärten des Erinnerns. Denn irgendwann, wenn viel Zeit vergangen ist, zählen nicht mehr die Fakten, bloß die Erinnerung an sie. Die Erfahrungen sind gut aufgehoben in der Erinnerung, auch die trügerischsten Fakten. Das wusste die junge Micòl. Das wusste das junge Mädchen, vertieft in sein Buch. Das weiß umso mehr die alte Frau.

Denn die Vergangenheit ist eine Zeit, die nicht vergeht. Das versteht schon die junge Frau, tief gebeugt über ihrem Buch. Das versteht umso besser die alte Frau, die über dieses Buch schreibt.